

(Nachdruck verboten.)

## Schilf und Schlamm.

26]

Roman von Vicente Blasco Ibanez.

Nach langer Pause machte sich Sangonera, von seiner Geschwähigkeit angefachelt, selbst Einwürfe, auf die er sofort siegreich antwortete. Wenn man ihm sagte, wie es sein Pfarrer in Palmar getan, der Mensch müsse sich seit dem Sündenfall sein Brot im Schweiß seines Angesichts verdienen, so wollte er darauf antworten: Darum eben wäre ja Jesus erschienen, um die Welt vom ersten Fehltritt zu erlösen, und er führe die Menschheit zum paradiesischen Leben zurück, das von jeder, aber auch jeder Arbeit befreit gewesen. Aber ach, die in ihrem Hochmut verhärteten Fischer hatten seiner Worte nicht geachtet, jeder wollte noch behaglicher leben, als seine Vorgänger; inselgedessen sah man Reiche und Arme, anstatt nur Menschen; die dem Herrn ungehorsam waren, arbeiteten viel zu viel, und die Menschheit war unglücklich, und man hatte diese Welt in eine Hölle umgewandelt. Man hatte ihm gesagt, wenn niemand arbeitete, würde man schlecht leben. Zugegeben; aber dann würde es weniger Menschen auf der Welt geben, und die übrig bleibenden würden glücklich und sorglos leben, und Gottes unererschöpfliche Güte würde sie schützen. . . . Das mußte notgedrungen so kommen, die Welt würde nicht immer gleich bleiben. Jesus mußte aufs neue erscheinen, um die Menschen wieder aufzurichten. Er hatte von ihm oftmals geträumt und namentlich bei einer bestimmten Gelegenheit, wo ihn das Wechselfieber gepackt, als er schauernd auf der Bösung lag oder sich wie ein Stänchen in einem Winkel seiner zerfallenen Hütte zusammenkauerte. Er sah noch sein dunkelblaues, eng anschließendes Gewand mit den steifen Falten, und der Bagabund streckte die Hände aus, um einen Zipfel zu ergreifen und auf der Stelle zu genesen. Jesus würde nicht wiederkommen, um sich den großen Völkern zu zeigen, die sich von der Sünde des Reichthums beherrschen ließen. Auch früher hatte er sich erst dann in der ungeheuren Stadt Jerusalem gezeigt, nachdem er in kleinen Dörfern gepredigt, die nicht größer als Palmar waren, und seine Gefährten waren Männer des Ruders und der Nebe, Schiffer und Fischer, wie sie in Cananels Schenke verkehrten. Der See, über dessen Fluten er zur großen Verwunderung der Apostel gewandert, war weder größer noch schöner als der Abuserasee. Der Herr würde zu ihnen zurückkehren, wenn er sein Werk wieder aufnehmen wollte; er würde die einfachen Herzen ergründen, die ohne Arg und Fehls waren, und er, Sangonera, würde sicherlich zu den Seinen gehören. Und mit einer Ertase, die zu gleichen Teilen aus seinem Mauth und seinem selbsthämigen Vertrauen hervorging, richtete sich der Bagabund auf, blickte nach dem Horizont und nach dem Kanal, wo die letzten Sonnenstrahlen erstarben; dort glaubte er, die schlafende Gestalt des Ersehnten zu erblicken, eine Gestalt von dunklem Violett, die, ohne die Fische zu bewegen oder das Gras zu betreten, näherschritt, während ein Glorienschein auf seinem goldigen, von köstlichen Locken umwogten Haupte glänzte.

Tonet hörte ihm nicht mehr zu. Ein lautes Klingeln ließ sich auf dem Wege von Catarroja vernehmen, und hinter dem Dache des öffentlichen Wegenamts für die Fischer sah man den zerklüfteten Plan eines kleinen Wagens auftauchen. Das waren die Seinen, die da kamen. Mit dem geübten Auge eines am Wasser lebenden Menschen erkannte Sangonera in weiter Entfernung Keleta unter dem Wagendach. Seit sie ihn aus der Schenke gemiesen, konnte er Cananels Frau nicht mehr ausspüren. Er nahm Abschied von Tonet und streckte sich von neuem in dem Stroh aus, wo er sich in der hereinbrechenden Nacht im Halbschlaf weiter unterhielt.

Der Wagen hielt vor der kleinen Schenke, und Keleta stieg allein aus. Der Kubaner konnte seine Ueberraschung nicht verbergen. Und der Großvater? . . . Keleta beruhigte ihn; er hatte sie die Rückreise mit der ganzen Ladung, die sich im Wagen befand, allein machen lassen. Der Alte hatte über Saler nach Hause kommen wollen, um noch mit einer Witwe zu sprechen, die verschiedene Sorten Nebe billig ver-

kaufte. Er würde auf einer der zum Erdtransport dienenden Barken nachts nach Palmar kommen.

Beide sahen sich in die Augen, und in beiden schoß derselbe Gedanke auf. Sie sollten die Reise allein machen; zum ersten Male konnten sie, fern von jedem lästigen Blick, in der tiefen Einsamkeit des Sees miteinander sprechen. Beide erblaßten und begannen zu zittern, als stünden sie einer Gefahr gegenüber, die sie wohl tausendmal herbeigesehnt, die sich aber jetzt ganz plötzlich und unversehens einstellte. Ihre Aufregung war so groß, daß sie sich mit der Abfahrt durchaus nicht beeilten, als beherrschte sie eine heftige Scham und als fürchteten sie die Kommentare der Leute am Hafen, die sich doch kaum um sie kümmerten.

Der Kutscher des Wagens begann die dicken Pakete Bindfaden herauszuholen und sie mit Tonets Hilfe im Hinterteil der Barke aufzustapeln, wo sie einen gelblichen Haufen bildeten, der einen starken Duft frisch gesponnenen Hanfes ausströmte.

Keleta bezahlte den Kutscher. „Adieu und glückliche Reise!“ Der Mann nahm seine Peitsche und ließ sein Pferd wieder den Weg nach Catarroja einschlagen.

Sie blieben eine gute Weile unbeweglich noch am Ufer, als ob sie auf jemand gewartet hätten.

Die Zimmerleute riefen Tonet an. Sie forderten ihn auf, sich schnell auf den Weg zu machen, es würde Windstille eintreten, und wenn sie nach Palmar zurückkehrten, würden sie eine gute Weile mit der Ruderstange arbeiten müssen. Keleta lächelte mit augenscheinlicher Verwirrung all diesen Leuten aus Catarroja zu, die sie grüßten, denn sie hatten sie in der Schenke gesehen.

Tonet entschloß sich, das Stillschweigen zu brechen, indem er einige Worte an Keleta richtete. Da der Großvater nicht kam, so mußte man sofort abfahren; die Leute hatten recht. Seine Stimme klang rau und zitterte vor Angst, als hätte die Aufregung ihm die Kehle zugeschnürt.

Keleta setzte sich in die Mitte der Barke am Fuße des Mastes, unter sich hatte sie ein Paket Bindfaden, das ihr Gewicht breit drückte. Tonet spannte das Segel aus und stellte sich ans Steuer. Die Barke begann langsam dahinzugleiten, und infolge des immer weicherlichen und schlaffer werdenden Windes flachte das Segel leise gegen den Mast.

Sie fuhren ganz langsam den Kanal entlang und betrachteten beim letzten Lichte des Nachmittags die spärlichen Fischerhütten mit ihren Reggirlanden, die zum Trocknen auf die Schilfbänne ausgespannt waren, die die Häuser und die alten wurmfürigen Ziehbrunnen trennten, um die die Fledermäuse bereits zu flattern begannen. Am Ufer gingen die Fischer auf und ab, zogen mühsam an ihren Barken und zerrten sie an dem am Vordertheil befestigten Strick aus dem Wasser.

„Guten Abend“, murmelten sie.

„Mit Gott.“

Und von neuem schlug sie das Schweigen in seinen Bann, das nur von dem Zittern der das Wasser durchschneidenden Barke oder dem eintönigen Gesang der Frösche unterbrochen wurde. Beide hatten den Kopf gesenkt, als wollten sie nicht sehen, daß sie allein waren, und wenn sie die Augen erhoben und ihre Blicke sich begegneten, so wandten sie sie sofort wieder ab.

Der Kanal verbreiterte sich, und seine Ufer begannen sich unter dem Wasser zu verlieren. Schon streckten sich die großen, von den Feldern gebildeten Lagunen auf beiden Seiten aus. Auf der glatten Oberfläche des Wassers mochte das Schwach von der Dämmerung beleuchtete, hin- und herschaukelnde Schilfrohr den Eindruck der Wipfel eines im Wasser begrabenen Waldes.

Die Barke war in den Abuserasee eingelaufen. Noch kam sie bei dem leichten Hauch der Brise, die immer schlaffer wurde, vorwärts, und bald sahen sie sich auf allen Seiten vom Wasser umgeben.

Der Wind hatte vollständig nachgelassen. Der ruhige See, den kein Hauch bewegte, nahm eine milde Opalfarbe an und spiegelte den letzten Glanz der Sonne wieder, die hinter den fernem Bergen zu versinken begann. Der Himmel überzog sich mit einem schönen Violett, und auf der Seite des Meeres begannen die ersten Sterne zu glitzern. Nur

ganz schwach bemerkte man wie Phantome an der Grenze der Wasser die blassen, unbeweglichen Segel der Barken.

Tonet raffte das Segel, ergriff die Ruderstange und trieb die Barke mit der Kraft seiner Arme vorwärts.

Die Dämmerung lud zum Schweigen ein, doch Neleta sprang mit klangvollem Lachen auf die Füße und schlug ihrem Gefährten vor, sie wolle ihm helfen. Sie verstande sich sehr gut auf die Ruderstange. Tonet sollte sich der Zeit ihrer Kindheit erinnern, ihrer wilden Spiele, als sie ohne Wissen ihrer Eltern die kleinen Barken von Palmar losmachten, durch die Kanäle fuhren und den verfolgenden Fischern zu entgehen wußten. Wenn er müde war, wollte sie seine Stelle einnehmen.

„Bleib nur ruhig,“ versetzte er, infolge der Anstrengung mit keuchendem Atem, und ließ die Stange weiter arbeiten.

Doch Neleta schwieg nicht mehr, als bedrückte sie dieses gefährvolle Schweigen. Sie vermied es, sich anzusehen, denn sie fürchteten, ihre Gedanken, die, wie sie wußten, denselben Inhalt hatten, zu entschleiern; die junge Frau sprach mit heftigem Wortschwall.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Herr Bankier.

Von William Bromme.

### I.

Artur Löffler war in einer verzweifelten Lage. Seit Monaten war er stellenlos. Die Gläubiger liefen ihm das Haus ein. Ein Mahnbrief jagte den andern. Auf seinem Schreibtische türmten sich schon ganze Berge von Postfächern auf, die nichts enthielten als Mahnbriefe und Rechnungen. Eine Anzahl der Ungebuldigen hatte schon Klage angestrengt, und der Mann mit der blauegeränderten Mütze beehrte Herrn Löffler öfter mit seinem Besuche, als diesem erwünscht war, wie die kleinen blauegestempelten Papiermarken bewiesen, die an der Rückseite der Möbelstücke klebten. Allerdings war um diese gepfändeten Sachen ein Streit entbrannt, denn das Warenkredithaus, von dem Artur die Sachen auf Abzahlung gegen Leihvertrag entnommen hatte, klagte auf Herausgabe seines Eigentums. Am meisten ärgerte sich Artur, wenn er seine Geldbörse öffnete und ihm die öde Leere entgegenzuehnte, dann sank er oft verzweifelt in die gemieteten Polsterstühle und krüdete finster vor sich hin. Seine Frau und Kinder wurden alle Tage blässer und hagerer. Die Väter und Fleischer wollten nicht mehr pumpen. Der Handelskubverband hatte Arturs Namen einen Platz auf der schwarzen Liste angewiesen. Er mußte schon wahre Redekünste anwenden, um den Hauswirt mit der Miete zu vertrösten. Kurz er sah mit Schrecken die Katastrophe der Exmision immer näher rücken, und vor dem Armenhause graute ihn wie vor der Hölle. Tagelang hatte er sich schon den Kopf zerbrochen und das Gehirn zermarkert, was er wohl unternehmen könne. Aber kein rettender Gedanke wollte ihm leuchten. Nur etwas Selbstverständiges mußte es sein, denn offengestanden, er wollte sein eigener Herr werden. Die Schreiberätigkeit auf den Bureau der Herren Anwälte hatte ihn schon längst angefeht. Seine „Auskunftsstelle für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten“, die er schon so oft in den Zeitungen zur freundlichen Benutzung empfohlen, war ins Wasser gefallen, denn mit Ausnahme eines Sergeanten, der ihn um Rat gefragt, wie er sich von der Alimentenzahlung drücken könne, und den Artur belehrte, eine Anzahl anderer Herren als gleichzeitige Liebhaber seiner ehemaligen Flamme anzugeben, war kein Klient mehr erschienen. Auf den Gerichten als Gelegenheitszeuge und Rechtskonsulent herumzulungern, war ihm zu langweilig und augerdem fielen ja doch nur ein paar armselige Groschen von den Hungerleidern ab. Wenn es in der Provinz gewesen wäre, wo es Bauern zu rupfen gab, hätte er es sich noch eher gefallen lassen, aber so — lieber Stunde flöhen, sagte Artur zu seiner willenlosen Gattin.

Eines Tages studierte Löffler auf seinem Morgenpaziergange durch die Friedrichstraße wie gewöhnlich seine Zeitung, die hinter einem Schaufenster befestigt war. Die Ellenbogen auf die Messingstange und den Kopf in die Handflächen gestützt, überflog er schnell die Reichstagsverhandlung, die neuesten Depeschen und ging dann zum Angeigenteil über. Da leuchtete ihm ein einspaltiges Inserat entgegen. „Darlehen in jeder Höhe, gegen billige Provision vermittelt Lehmann, Schöneberg, Wartburgstraße 25, Gartenhaus IV I.“ — Aus seiner Praxis her kannte Artur dergartige Geschäfte. Nachdenklich setzte er seinen Weg fort. Merkwürdig, das Inserat wollte ihm nicht aus dem Kopfe kommen. Schon zehnmal hatte er wegen Anrempelung der Passanten um Entschuldigung bitten müssen. Es war ihm sichtlich unangenehm, vor allem wenn er Damen durch seine Ungechlichkeit belästigte, denn Artur war sehr galant gegen Damen, aber das dumme Inserat hatte ihn zu großartigen Phantastiegebilden veranlaßt. Er wußte, daß große Summen dabei verdient werden können, wenn man es geschickt anfaßt. Na und wenn man so an die

hunderttausend Märker ergattert und auf die hohe Kante gelegt hatte, kam es eigentlich auch auf ein Jährchen Krütchen nicht an. Als er nach Hause zurückkehrte, entwickelte er seiner Marie schon einen vollständigen Plan. Die Frau mußte schnell den Gehrock sauber bürsten und vom Nachbar einen Zylinderhut leihen, unter dem Vorwande, Artur müsse einem guten Freunde das letzte Geleit geben. Als Löffler sich angekleidet hatte, sah er aus wie ein Offizier in Zivil. Er bürstete und drehte seinen Bart sorgfältig, richtete die Angströhre auf sein vielversprechendes Haupt und stürmte davon, um seine Ordres persönlich abzugeben. Er leistete sich eine Elektrische nach der „Jerusalem“, ging zu Mosse, Scherl, Illstein usw. und wurde überall in zuvorkommenster Weise empfangen, denn Artur konnte auftreten wie ein Gentleman. Am nächsten Tage prangte in den gelefensten Blättern der Reichshauptstadt ein großes zweispaltiges Inserat:

### Darlehen

in jeder Höhe, bei billiger Provision besorgt das Bankhaus Artur Löffler, Berlin SW., Eneisenaustraße 34 III. Man verlange Prospekt!

### II.

Die Wohnstube Löfflers wurde als Bureauaum eingerichtet. Der Schreibtisch in der Mitte plazierte, ein Gestell mit alten Zeitungen in den Aktensäckern daneben aufgestellt und alle Bücher und Zeitschriften, die aufzutreiben waren, wurden ins Zimmer gebracht. An der Haustüre prangte schon ein weißes Emailleschild mit schwarzen Buchstaben: „Bankgeschäft Artur Löffler, born III. rechts.“ — Dann wurde ein Photograph geholt, der das „Bureau“ von acht verschiedenen Seiten mittels Blüchlicht aufnehmen mußte, und auf diese Weise acht verschiedene Ansichten zustande brachte. Nun setzte sich Artur auf seine vier Buchstaben und schrieb eine Broschüre über „Gute und faule Darlehensvermittler“. Natürlich wurde darin das „Bankhaus“ Löffler als erstklassiges Institut in den Himmel gehoben und eine Liste Dankschreiben, die in aller Eile fabriziert worden waren, mit veröffentlicht. Außerdem wurde noch mitgeteilt, daß die Firma Löffler, die tags zuvor erst bei Gericht angemeldet worden war, in nächster Zeit zu einer Volks- und Genossenschaftsbank umgewandelt werden sollte, und zwischen den Text wurden die prächtigen Bilder der acht „Bureauäume“ verteilt. Die Gebührensätze waren äußerst billig gehalten. Als Gewinnsspeisen 1 1/2 Proz. der Darlehenssumme, ferner 8 M. Auskunftsgebühren und 4 M. für die Bürgenauskunft. Die Broschüre wurde vorläufig in 10 000 Exemplaren gedruckt — natürlich eintheilen auf Kredit — und in alle Städte versandt. Außerdem wurden in den Kreisblättern der Provinz Inserate aufzuarbeiten.

### III.

Zwei Jahre sind vergangen. Das „Bankhaus“ Löffler hat seine Lokalitäten in die Friedrichstraße verlegt, während eine Privatwohnung in Berlin W. bezogen worden war. Am Kurfürstendammbewohnte die Familie Löffler eine elegant möblierte halbe Etage. Der Name Löffler hatte jetzt einen guten Klang in der Berliner Geschäftswelt. Der Mann ist auf dem Posten. Täglich früh zehn Uhr steht sein kleines Rex simplex-Automobil vor der Wohnung und führt ihn ins Bureau, wo ein hübsches, gemütlich eingerichtetes Privatkontor ihn von dem Drittelbüdend männlicher Angestellter und den zwei Maschinenschreiberinnen trennt. Dort sieht er zunächst seine Zeitungen und die eingegangenen Postfächer durch. Freilich ist der Erfolg der Darlehenssuchenden in den meisten Fällen gleich Null. Aber Löffler hat jetzt auch Heiratsvermittlungen mit übernommen. Um Damen zu Vorstellungen an der Hand zu haben, ist er mit einigen in der Nähe wohnenden Kontrollmädchen in Verbindung getreten, die gegen ein Bekehrungsstück gern ein Stündchen die reiche Waise marrieren. Ferner ist er dazu übergegangen, in der kleinen Amtspresse der entlegensten Gegenden zu inserieren. Seit dieser Zeit schneit das Geld geradezu in Löfflers Kassenschänke. Bei jeder Post bringen die Briefträger ganze Berge von Postanweisungen als im voraus gesandten Auskunftsgebühren geschleppt. Die Dummen „da draußen“ und „da unten“ scheinen gar nicht alle zu werden, sie müssen nach Millionen zählen. Namentlich die Kleinstädte und das platte Land erweisen sich als wahre Goldgruben für das „Bankhaus“, und jagen die Gänse und Hasen scharenweise in die Küche des Ehepaars am Kurfürstendammb. Der Herr Direktor und seine Gemahlin haben in den zwei Jahren Bankperiode je 40 Kilogramm an Körpergewicht zugenommen. Er raucht nur noch „Henry Clay“ und sie trinkt nur noch echten Mokka. Zwar sind schon eine ganze Anzahl Klagen wegen Betrugs gegen den „Bankier“ anhängig gemacht worden, aber bis jetzt hat man ihn nicht fassen können. Natürlich leistet er sich die ersten Rechtsanwölte. Und wenn alle Stränge reißen: Zweimalhunderttausend sind in Sicherheit gebracht. Also unabhängig bleibt Artur, selbst wenn die Herrlichkeit eines Tages zusammenbrechen wird. Solange es geht, wird noch Ruhen gezogen. In der ersten Hälfte des dritten Geschäftsjahres sind als Gebühren die Kleinigkeit von 198 346,54 M. gebucht worden.

Löffler wurde frecher als je, immer hochtrabender gestaltete er seine Reklame, immer umfangreicher illustrierte Broschüren wurden ins Publikum geschleudert, immer tollere Operationen unternommen. Er machte auch in Terrainspekulationen und heimste manches Sümmdchen ein. Die ersten Kreis- der Finanzwelt standen ihm jetzt offen, obwohl niemand wußte, woher dieser Löffler, dieser impertinente, aufdringliche, dreiste und freche Kerl eigentlich ge-

kommen war. Er mußte aber doch „fair“ sein, denn er fuhr doch in eigenem Automobil.

IV.

Eines Tages kam der Zusammenbruch. Löffler wurde direkt aus seinem Privatkontor fortgeführt. Gerade in dem Momente, als er eine neue Kiste „Importen“ geöffnet und sich an dem Aroma berauschte, als er das Streichholz an die Reibfläche der Schwedenschachtel gesetzt und seine Junge im Vorgefühl des auserlesenen Genusses schmeckte, trat der Kriminalkommissar mit Begleitung ins Zimmer. Ein ganzer Rattenkönig von Prozessen drohte ihn zu erdrücken. Die von ihm gerupften und als Zeugen geladenen Ankläger zählten in die Hunderte. Sein Personal wurde entlassen und entlassen, und alles übrige mit Beschlagnahme belegt, natürlich mit Ausnahme der zweihundert Mille, die der Schwiegervater aufs Trockene gebracht hatte.

Als Verhandlungsbauer waren schon im voraus 14 Tage vorgesehen. Die ersten Rechtsanwälte waren aber diesmal nicht zu haben. Artur mußte sich mit Kräften dritter und vierter Güte begnügen. Das Endergebnis lief auf zwei Jahre Gefängnis und Ehrverlust von gleicher Dauer hinaus. Die Hunderttausende aber, die ihr Geld für die nie eingetrossene Hilfe aus ihrer Notlage an den Faulenzer, den Ganner geschickt, und diesen als letzten Rettungsanker betrachtet hatten, mußten in den Mond gucken und der Herr „Bankier“ lachte sich ins Häuschen, als er mit zwei „Gemächern“ davonkam. Seine Familie hatte zu essen. Sie brauchte sich keinerlei nennenswerte Einschränkung aufzuerlegen, soviel war noch von seiner Frau aus der Kasse gerettet worden. Vorsichtigerweise hatte er immer nur die Hälfte seines Einkommens auf Bankkonto gegeben. Und später nach seiner Entlassung würde er der Reichshauptstadt den Rücken kehren, sich in irgendeinem kleinen Nest da unten in Thüringen, wo ihn niemand kannte, niederlassen, ein Häuschen bauen und in Ruhe und Behaglichkeit seine Tage verbringen — auf Kosten der Dummen, die nicht alle werden, und die sich immer wieder hineinlegen lassen. In stillen Stunden würde er auch oft zurückdenken an die goldene Zeit seiner Tätigkeit, an die Zeit, da er „der Herr Bankier“ genannt worden war, während die Tage des stellenlosen Schreibers in das Meer der Vergessenheit versunken werden.

(Nachdruck verboten.)

## Die weiße Kohle.

Von Zeit zu Zeit tauchen in technischen Zeitschriften und Tagesblättern mehr oder weniger ernst zu nehmende Berechnungen auf, wann die Kohlenvorräte der Mutter Erde erschöpft und wie schrecklich die Folgen dieser Erschöpfung sein würden. Wenn auch diese Frage für unsere Zeit nicht aktuell ist, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß der Kohlenvorrat der Erde endlich ist, während der Kohlenverbrauch von Tag zu Tag immer schneller wächst. Der Kohlenverbrauch in Deutschland allein ist in den letzten 50 Jahren von 5 Millionen Tonnen auf 150 Millionen Tonnen gestiegen, während der Preis der Kohle sich in den letzten zwanzig Jahren verdoppelt hat.

Es ist nur natürlich, daß man sich von der Kohle als Brennmaterial zu emancipieren sucht und nach neuen Energiequellen Ausschaut. So sind z. B. die Motoren in den letzten Jahren zu einer gewissen Verbreitung gelangt, und erfolgreiche Versuche sind im Gange, um minderwertige Brennstoffe, wie Torf u. dergl. industriell zu verwerten. Aber all diese Brennstoffe sind auch nur in beschränktem Maße vorhanden und kosten Geld, während uns die Natur eine nie versiegende Energiequelle umsonst zur Verfügung stellt: die Energie des fließenden Wassers in den zahlreichen Bächen, Flüssen und, wie wir weiter unten sehen werden, Seen. Ein geistvoller Franzose hat daher nicht mit Unrecht diese Wasserkräfte, die die Kohle ersetzen sollen, „weiße Kohle“ genannt, ein Name, der so bezeichnend ist, daß er sogar als Titel einer neuen technischen Zeitschrift gewählt ist, die vorzüglich dieses Gebiet der Energieausnutzung behandeln soll.

Daß das Wasser ein williger und billiger Arbeiter ist, weiß man schon seit uralten Zeiten. Wasserräder und Mühlenräder, durch Wasser betriebene Sägewerke sind schon lange bekannt. Aber welcher Unterschied zwischen der poetischen Mühle am rauschenden Bach und den Riesenkraftwerken an den Niagarafällen oder am Rheinfall. Die Möglichkeit, die Energie der Wasserkräfte richtig auszunutzen, wurde erst durch die moderne Elektrotechnik geschaffen. In den seltensten Fällen kann die Energie der Wasserkräfte dort Verwendung finden, wo sie erzeugt wird, da diese Stellen gewöhnlich weit ab vom Weltverkehr und den Städten liegen, wo Energie in erster Linie gebraucht wird. Verwandelt man aber die Energie der Wasserkräfte in elektrische Energie, so läßt sich diese ohne große Kosten durch dünne Drähte weit in die Industrie- und Verkehrscentren leiten. Einen Markstein in der Entwicklung dieser Technik bildet das Jahr 1891. In diesem Jahre fand eine Ausstellung in Frankfurt a. M. statt, bei der Energie von den Neckarwasserwerken in Lauffen, die 170 Kilometer von Frankfurt entfernt sind, geliefert wurde. Diese Energieübertragung ist nur durch Anwendung sehr hohen elektrischen Druckes oder, wie der Techniker sagt, bei „Hochspannung“ möglich. Damit solche hohe Spannungen verwendet werden konnten, war die Lösung einer Reihe von technischen Fragen erforderlich. Diese

Fragen wurden fast alle gelöst, so daß heute der Energieübertragung so gut wie gar keine Grenzen gesetzt sind. Kraftübertragungen auf 300 Kilometer Entfernung sind besonders in Nordamerika keine Seltenheit, Paris soll von einem 450 Kilometer entfernten Kraftwerk an der Rhône elektrische Energie zu Beleuchtungs- und Kraftzwecken erhalten, in Italien und den nordischen Ländern werden zahlreiche Wasserkräfte ausgenutzt, nur Deutschland ist in dieser Hinsicht von der Natur etwas stiefmütterlich behandelt, weil hier an dem größten Teile Deutschlands die großen Wasserkräfte fehlen. Nur in den Alpenländern kann in dieser Hinsicht noch viel geschaffen werden, und besonders in Bayern liegen noch große Naturkräfte brach. Eine in der letzten Zeit erschienene sehr ausführliche Denkschrift der bayerischen Regierung berechnet die zur Verfügung stehenden Wasserkräfte mit rund 400 000 Pferdestärken, von denen erst 100 000, also circa ein Viertel, ausgenutzt werden. Diese Wasserkräfte sollen jetzt von privater und staatlicher Seite ausgebaut werden.

Zwei große Fragen können nur dann gelöst werden, wenn elektrische Energie sehr billig und dauernd, wie beim Ausbau von Wasserkräften, erzeugt werden kann. Erstens der elektrische Betrieb auf den Eisenbahnen und zweitens die Erzeugung von dem als Düngemittel so wichtigen Kalistickstoff aus der Luft, der als Ersatz für den Chilisalpeter dienen soll. Die Wasserkräfte Bayerns sollen neben der Versorgung von Städten mit Licht und Kraft in erster Linie diesen Zwecken dienbar gemacht werden. Die staatlichen Kraftwerke sollen für Bahnzwecke, die von der Privatindustrie erbauten dem zweitgenannten Zwecke dienen. Um davon einen Begriff zu geben, was eigentlich diese 400 000 Pferdestärken bedeuten, mag angeführt werden, daß bei einem Betriebe von nur 12 Stunden im Tage bei Verwendung von Dampfmaschinen jährlich circa 3500 Tonnen Kohlen erforderlich wären, deren Kosten hier vollständig in Fortfall kommen. Noch größer als in Deutschland und im übrigen Europa sind die in der neuen Welt vorhandenen Wasserkräfte. Werden doch allein die sechs an den Niagarafällen erbauten Kraftwerke fast eine Million Pferdestärken nach dem Staate New York und nach Canada liefern können.

Man müßte nun glauben, daß die Ausnutzung einer Wasserkraft auf jeden Fall von Vorteil wäre, weil die Kosten für das Betriebsmaterial fortfallen. In der Regel ist aber die Wasserkraft nicht so, wie sie die Natur geschaffen hat, ausnützbare, sondern es müssen erst mehr oder weniger umfangreiche Arbeiten, Erdbewegungen usw. durchgeführt werden. In der bereits erwähnten Denkschrift der bayerischen Regierung ist man zu dem übrigens selbstverständlichen Schluß gekommen, daß eine Wasserkraftanlage nur dann vorteilhaft ist, wenn der jährliche Aufwand für die Verzinsung des Anlagekapitals nicht größer ist als derjenige für Heiz- und Schmiermaterial einer Dampfmaschine oder eines anderen Wärmemotors. Denn diese besitzen gegenüber den Wasserkräften doch gewisse Vorteile.

Die Wassermenge eines Flusses, und besonders die eines Gebirgsbaches, ist nicht zu allen Tageszeiten und Jahreszeiten dieselbe. In den regenarmen Zeiten wird sie kleiner und mit ihr auch die zur Verfügung stehende Kraft. Bei den Dampfmaschinenanlagen ist jedoch immer die gleiche Kraft vorhanden. Ferner kommt es bei jeder Anlage vor, daß zeitweise, z. B. während der Nacht, nur ein geringer Teil der Energie gebraucht wird. Bei den meisten Wasserkraftanlagen muß man während dieser Zeit das überschüssige Wasser unbenutzt abfließen lassen. In der letzten Zeit hat aber die Technik — dank den Bemühungen des verstorbenen Professors Inke — in den sogenannten Talsperren ein Mittel gefunden, dem Mangel an Betriebskraft in regenarmen Zeiten abzuwehren und gleichzeitig bei schwachem Betrieb keine Energie verloren gehen zu lassen. Durch diese Talsperren, von denen die größte in Europa die im Urstal ist, wird, wie der Name schon sagt, ein Tal abgesperrt. Nach Möglichkeit werden dazu natürliche Sperren benutzt, die durch Staumauern nur ergänzt zu werden brauchen. Es wird dadurch ein großes Reservoir oder Staubecken geschaffen, welches während Hochwasserperioden oder während der früher erwähnten Zeiten des schwachen Betriebes gefüllt wird. Auch sucht man die Höhe des Gebietes in dieses Reservoir zu leiten. Man erhält dadurch eine Reserve an Wasser für die wasserarme Zeit und für Stunden, wo der Kraftbedarf größer ist als der normal. Oft werden diese Staubecken auch dazu benutzt, um benachbarte Städte mit Trank- und Nutzwasser zu versorgen.

Bei dieser natürlichen hydraulischen Aufspeicherung oder Akkumulierung ist der Wirkungsgrad = 100 Proz., das heißt, es geht gar keine Energie verloren. Oft läßt sich aber eine solche Talsperre nicht anlegen. Man kann dann eine sogenannte künstliche Akkumulierung durchführen. Bei dieser wird aus dem Unterlauf Wasser durch Zentrifugalpumpen ebenfalls in ein hochgelegenes Becken gepumpt und dann zu Zeiten des Bedarfs in Turbinen nutzbar gemacht. Natürlich geht hier ein Teil der Energie beim Betriebe der Pumpen verloren. Doch beträgt immerhin der Gesamtwirkungsgrad der Anlage 45—60 Proz.

In der neueren Zeit hat man auch die Verwertung hochgelegener Gebirgsseen zu Kraftzwecken in Betracht gezogen. Ein solcher See stellt ein Reservoir dar, an das man nur eine einfache Drudrohrleitung anzuschließen braucht, um am Ende dieser Leitung Turbinen betreiben zu können. So werden z. B. die Kaiser-

werke in Tirol, eine Anlage von zirka 4000 Pferdestärken durch das Wasser des Hintersees betrieben. In Bayern sollen durch die Ausnutzung der Wassermengen und des Höhenunterschiedes des Kochel- und Walchensees sogar 20 000 Pferdestärken gewonnen werden.

Zur Ausnutzung einer Wasserkraft ist nicht nur eine gewisse Wassermenge, sondern auch ein Gefälle, ein Höhenunterschied, erforderlich. Denn die Kraft wird eigentlich durch die Schwere des Wassers erzeugt.

Um eine bestimmte Leistung zu produzieren, muß der Höhenunterschied um so größer sein, je kleiner die zur Verfügung stehende Wassermenge ist, und umgekehrt. Die Wassermotoren, das sind die Motoren, in denen die Energie des fließenden Wassers in Energie zum Antrieb von Dynamos usw. verwandelt wird, haben sich im Laufe der Zeiten bedeutend verbessert. Zwischen den alten Wasserrädern und Wasserschleppmaschinen und den modernen Wasserturbinen ist ein großer Unterschied. Bei den Turbinen wird das Wasser zuerst in ein System von schiffelnden schaufelförmigen Flächen, das Leitrad geführt, wodurch den einzelnen Strahlen eine bestimmte Richtung erteilt wird. Das Wasser trifft dann seitlich auf die beweglichen Schaufeln des sogenannten Laufrades, wodurch dieses in Rotation versetzt wird. Entsprechend dem modernen Zug der Technik werden die Turbinen mit immer größeren Einzelleistungen ausgeführt. Die größten bis jetzt gebauten Turbinen dürften die für die Niagarafälle mit einer Einzelleistung über 11 000 Pferdestärken sein. Und es mag nicht unerwähnt bleiben, daß diese Turbinen deutsches Fabrikat sind. Die modernen Turbinen sind heute, was Wirtschaftlichkeit, Betriebssicherheit und Präzision im Arbeiten betrifft, in jeder Beziehung den anderen Kraftmaschinen ebenbürtig. Besonders mag die gute Durchbildung der sogenannten Regulatoren erwähnt werden, die es ermöglichen, daß die Turbinen auch bei verschiedenen Belastungen nahezu die gleiche Drehzahl haben, eine Eigenschaft, die für den elektrischen Betrieb unerlässlich ist.

Die einem Lande zur Verfügung stehenden Wasserkraft werden, wie wir gesehen haben, immer mehr zu einem Faktor, mit dem im Wirtschaftsleben gerechnet werden muß. Es ist nun die Besorgnis ausgesprochen, daß durch diese Anlagen die Naturschönheiten der Wasserrfälle zerstört werden. Bei geschickter Anordnung ist es aber möglich, alle Bauten so auszuführen, daß das Landschaftsbild nicht gestört wird. Als Beispiel dafür können die Anlagen am Niagara dienen. Oft aber wird man zwischen der Forderung der Ästhetik und der Forderung nach billiger Energie ein Kompromiß schließen oder die eine Forderung zugunsten der anderen zurückstellen müssen.

Dipl.-Ing. Stb.

### Kleines feuilleton.

Vom modernen chinesischen Theater. Versenken wir uns in die Welt des heutigen chinesischen Theaters, so glauben wir uns in die Anfänge unseres deutschen Theaters zurückverleihen, da die herumziehenden Komödianten von Akrobaten und Landstreichern noch nicht reinlich geschieden waren, da die Volkbelustigung im Zuschauer-raum noch hinüberwogte auf die Bühne und die fahrenden Wanderschauplätze ihr leichtes Schwaunergest überall schnell aufzurichten konnten. Ja, ein Umstand läßt sogar die moderne chinesische Bühne in einem noch primitiveren Zustande erscheinen, indem sie etwa den kirchlichen Mysterienspielen noch in etwas entspricht, nämlich in dem engen Zusammenhang des Theaters mit dem religiösen Kultus. Bei jedem Tempelfest gibt es auch eine theatrale Veranstaltung, und vor dem chinesischen Gotteshaus ist häufig eine offene Bühne aufgeschlagen. Vergnügen und Andacht, feierliche Prozessionen und ausgelassener Tanz vermischen sich hier noch miteinander wie in jenen früheren Zeiten, da aus dem Dionysischen Tanz der Wöde die Kunst der griechischen Tragödie entstand. Stehende Theater gibt es in China nur sehr wenige, nur in Peking und in den größeren Hafenstädten. Haupt-sächlich sind es herumziehende Truppen, die durch das gewaltige Reich der Mitte wandern. Erscheint solch eine Schauspielertruppe in einer Stadt oder einem Dorf, dann bemächtigt sich der ganzen Bevölkerung eine solche Aufregung, wie sie im siebzehnten Jahrhundert bei uns die Trommel der englischen Komödianten hervorgerufen haben mag. Man eilt herbei und besieht sich die Neuankömmlinge, denen der Aufgroßer Geschicklichkeit vorausgeeilt. Die Komödianten sind auf eine bestimmte Einladung des Mandarins oder eines reichen und angesehenen Bürgers erschienen; wären sie von selbst gekommen, sie hätten als rechtlose und nicht zur Gemeinde gehörige Herumstreicher in den Stod wandern müssen, hätten Ketten und Schläge erhalten. So aber sind sie hochwillkommene Gäste; der Mandarin sorgt für ihren Unterhalt; er läßt sie auf seiner eigenen Privatbühne spielen und läßt das ganze Volk, hoch und niedrig, jung und alt, zu sich ein. Es ist sein Stolz, seine eigene Schauspielertruppe zu haben und die anderen an seinem Vergnügen teilnehmen zu lassen. Zumeist spielen die Komödianten historische Stücke aus Chinas ruhmreicher Vergangenheit; ihre Kostüme sind alte Mandarinen-gewänder, die noch die ursprüngliche Kostbarkeit verraten, aber vielfach schon arg zerföhren und geflickt sind. Alle Personen auf

der Bühne sind geschminkt und zwar strahlen Gesicht, Hände und Arme in den verschiedensten Farben, in Blau, Grün, Gelb, Rot und Violett und machen einen phantastisch buntesten Eindruck. Die Dekoration steht auf jenem primitiven Standpunkt, den die Legende der Shakespearzeit zuschrieb. Gebirge und Mauern werden durch übereinandergehängte Fische und Bänke verumbildlicht, und der Mimen kann, wenn er sie gewandt überklettert, neben seinen schauspielerischen auch seine Akrobatenkunststücke zeigen. Sprengt der Held des Stückes auf keurigem Rosse in die Schlacht, so nimmt der Schauspieler einen Stab zwischen die Beine und bindet sich Schellen an die Waden, und dieses mit lautem Geläut daherkloppernde Stedenpferd erregt nicht das mindeste Lachen, sondern nur Begeisterung für den würdigen Krieger. Die Gagen der Schauspieler hängen von dem Beifall des Publikums ab; der Mandarin belöstigt sie nur und gibt ihnen Wohnung. Eine besondere Vertrauensperson ist während des den ganzen Tag lang dauernden Spiels aufgestellt, die mit einem Gong in der Hand aufmerksam die Zuschauer beobachtet. Sobald der Zuschauer im Publikum deutliche Zeichen des Beifalls und der Anteilnahme bemerkt — und das ist nicht ganz leicht, denn es wird weder geklatscht noch gepfeifen —, dann kündigt er den Erfolg der Schauspieler durch einen Schlag auf den Gong an, und dieser Schlag klingt wie Musik in den Ohren der Mimen, denn er bedeutet, daß ihnen eine Belohnung in Gestalt einer bestimmten kleinen Summe zuteil wird. Betritt ein „hoher Herr“ das Theater, so halten die Spieler inne mitten im Stück, verbiegen sich tief nach dem Eintretenden hin und begrüßen ihn im Chorus. Die Antwort des als Geckten bestehend darin, daß er den Mann mit dem Gong ein oder mehrere Male sein Instrument in Bewegung setzen läßt, je nach der Höhe des Geschehenes, das er den Komödianten zugebracht hat. Die chinesische Bühne hat die denkbar einfachste Ausstattung. Der Vorhang ist hier unbelaukt; die Inszenierung besteht in ein paar Stühlen und Tischen und etwa höchstens noch einem Feldbett. Die eigentliche Szene mag sich die Phantasie des Zuschauers ausmalen; sie wird höchstens durch eine Gebärde oder eine seltene Gendertung vor ihm enthißt. Eine monotone Musik begleitet die eingestochenen Gesänge. Das Repertoire besteht außer dem historischen Schauspiel auch in ganz modernen Stücken, in denen natürlich auch die Europäer eine Rolle spielen. Ueber diese Verwendung des Europäers in modernen chinesischen Stücken macht Paul d'Enjoy in der „Revue“ interessante Mitteilungen. Das Bild, das von ihnen entworfen wird, ist nicht gerade schmeichelfhaft und ganz ins Lächerliche verzerrt. Engländer und Amerikaner erscheinen als Kaufleute, phlegmatisch, habüchlich und hochmütig. Die Deutschen und die Russen werden ziemlich gleichmäßig behandelt. Sie erscheinen meist als herumknechtende Bösewichter, sind unreinlich und gefräßig. Besonders der Russe stopft alles Eßbare in seine Manteltaschen und stiehlt alle Schnapsflaschen, ohne je ans Bezahlen zu denken. Der Franzose wird als windiger Leichtfuß bezeichnet, der immer hinter den Mädchen herläuft und bei der geringsten Kleinigkeit in die fürchtbarste Wut gerät. All diese Personen treten in der grotesksten Verzerrung auf, mit steifen Gebärden, fast wie Glibberpuppen. Genauer kennen die Chinesen ihren nächsten Nachbar, den Japaner, der in ihren Stücken eine sehr wichtige Rolle spielt. Er ist der nie um eine Ausrede verlegene, mit allen Hundsn gegebte Intrigant, der auch in der schlimmsten Lage immer den Kopf oben behält und sich aus allen Nöten wieder herauskämpft.

### Medizinisches.

Die erste Blinddarmoperation. Die Frage, wann die erste Blinddarmoperation gemacht worden ist, wird ein Gegenstand von großem Interesse für die Geschichte der Medizin. Der „Lancet“ bemerkt auf eine Anfrage aus seinem Leserkreis, daß die Beantwortung davon abhängt, ob man auch die Eröffnung eines durch Appendicitis hervorgerufenen Abszesses unter die Blinddarmoperationen rechnen wolle. Derartige Eingriffe sind bereits in sehr früher Zeit unternommen worden. Schon etwa fünfzig Jahre vor Christi Geburt berichtet Aretaeus von der Dehnung eines eiternden Geschwürs in der Nähe der Leber, das man nach der Beschreibung für einen Blinddarmabszess halten könnte. Solchliche Beispiele finden sich vereinzelt in der Literatur der folgenden Jahrhunderte. Aber erst im Jahre 1769 operierte Westviter einen Fall, der mit Sicherheit festzustellen ist. Er verließ tödlich, und der Sektionsbefund ergab Entzündung des Wurmfortsatzes. Im Jahre 1848 wurde durch Hancock ein solcher Abszess geöffnet, und 1867 beschrieb Parker fünf derartige Fälle. Der erste Gedanke, den Wurmfortsatz selbst zu entfernen, stammt anscheinend von Jensen aus dem Jahre 1884 und wurde im gleichen Jahre von Krönlein ausgeführt. Er öffnete die Bauchhöhle eines 17-jährigen Knaben, der an Bauchfellentzündung erkrankt war, und entfernte den bereits durchgeföhrenen Wurmfortsatz. Nach vorübergehender Besserung verließ dieser Fall jedoch nach drei Tagen mit tödlichem Ausgange. Die erste erfolgreiche Operation bei Appendicitis wurde im Jahre 1887 von Morton ausgeführt, und seitdem ist diese Operation zu einer sehr häufigen geworden. Es ist somit eigentlich gar nicht so leicht, die Frage nach der ersten Blinddarmoperation zu entscheiden. Abszesse des Wurmfortsatzes waren seit vielen hundert Jahren Gegenstand chirurgischer Eingriffe.